

Leseprobe aus:

Michael Böckler

Mord in bester Lage



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

MICHAEL BÖCKLER

Mord in bester Lage



Ein Wein-Krimi
aus Südtirol

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Oktober 2014

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Redaktion Arno Hoven

Umschlaggestaltung yellowfarm gmbh, Stefanie Freischem

(Abbildung: Rainer Mirau; Klaus-Gerhard Dumrath/mauritius images)

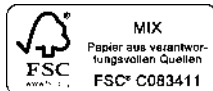
Satz Dorian PostScript, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 26772 7



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen, Schweden.

Prolog



Eigentlich hätte es ein schöner Tag werden können – damals vor über dreißig Jahren, inmitten der Weinberge rund um Eppan. Der Himmel war strahlend blau, und vom Mendelkamm strich eine schmeichelnde Brise über das weite Tal, in dem die Rebstöcke voller Trauben hingen. Im Osten konnte man hinter sanften Hügeln in weiter Ferne die schroffen Felszacken des Latemar erkennen. Südtirol wie aus dem Bilderbuch. Aber die Idylle trog. Jedenfalls für den schwächlichen Bub, der Josef hieß, aber von allen Seppi genannt wurde, der ein Waisenkind war, verschüchtert und verängstigt. Er lebte bei einer Familie in Sankt Pauls, die ihn nach dem Tod seiner Eltern aufgenommen hatte und es gut mit ihm meinte, aber nichts dagegen tun konnte, dass er von anderen Kindern gehänselt und drangsaliert wurde.

Heute waren seine Spielkameraden wieder besonders gemein zu ihm. Einer von ihnen hatte Seppi ein Bein gestellt und gleichzeitig fest gestoßen, weshalb nun sein Knie aufgeschürft und sein Hemd verschmutzt war. Als er abhauen wollte, weil ihm das keinen Spaß machte, ließen sie das nicht zu – sagten, dass alles nur Gaudi gewesen sei und es ihnen leid täte.

Der Bini boxte ihm freundschaftlich gegen den Oberarm. Er solle sich nicht so haben; er sei doch kein greinendes Mädchen, sondern ein Südtiroler Bua, der lernen müsse, was wegzustecken. Und so blieb Seppi bei den anderen. Wenig später

half Lukas ihm über eine Mauer, dann rannten sie durch einen Weinberg und spielten zwischen den Rebzeilen «Fangsmandl».

«Ene, bene, subtrahene ...» Schon war mit Bartl ein Fänger ausgewählt; die anderen stürmten davon und versuchten, sich hakenschlagend dem Abklatschen zu entziehen. Bartl nahm sich schließlich den Langsamsten in der Gruppe zum Ziel und brachte Seppi zur Strecke. Der war anschließend der neue Fänger. Und obwohl er sich nach Kräften mühte, schaffte er es nicht, jemanden zu fangen, nicht einmal Gerti, die als einziges Mädchen mitspielte. Die anderen lachten und neckten ihn. Seppi strauchelte, verhedderte sich mit dem Hemd in den Reben, rutschte aus – und blieb am Ende laut keuchend am Boden liegen.

Später zogen sie weiter, hinüber zu einem Hof, wo es Weinkeller gab, in denen sie gerne «Verstecken» spielten. Das war natürlich verboten. Sie waren dort auch schon mal erwischt worden, und danach hatte man ihnen die Ohren langgezogen. Aber genau das machte den besonderen Reiz aus. Seppi hingegen erinnerte sich noch allzu gut daran und wollte nicht mit.

«Feigling, Feigling ...», riefen ihm die anderen zu. Widerstrebend ließ er sich überreden.

Sie schlichen sich in einen Keller mit großen Gärfässern aus Holz. Die standen derzeit leer, die nächste Weinlese war erst in einigen Wochen. Dann würde in diesen Fässern der Rotwein auf der Maische gären, Vernatsch zum Beispiel und Blauburgunder, und der Zucker im Most würde durch die Hefe zu Alkohol verwandelt: Es würde blubbern und schäumen, geruchloses, aber hinterhältiges Kohlenstoffdioxid entweichen; die Schalen würden aufsteigen und der sich dadurch bildende Tresterhut immer wieder nach unten gedrückt.

Aber noch war es nicht so weit. Die Gärfässer waren ge-

schwefelt, damit sich kein Schimmel bilden konnte, und standen auf Steinblöcken. Dazwischen lagerten Holzgestelle, Leitern und Bretter, die benötigt wurden, um bei der Weingärung nach oben zu gelangen und den Tresterhut zu rühren und hinabzudrücken.

Für die Kinder war der verlassene Gärkeller ein idealer Abenteuerspielplatz mit zahlreichen Ecken und Winkeln, um sich zu verstecken. Das schummrige Licht und der hohle Klang im gemauerten Gewölbe ließen Seppi schaudern. Er war lieber draußen unter freiem Himmel und an der frischen Luft. Der leichte Schwefelgeruch erinnerte ihn an gruselige Geschichten vom Satan und vom Fegfeuer.

Er versteckte sich unter Schläuchen, war mucksmäuschenstill und traute sich kaum, zu schnaufen. Plötzlich wurde er an den Füßen gepackt. Bini zog ihn aus seinem Versteck. Seppi zitterte, obwohl es doch nur ein Spiel war.

«Angsthase, Angsthase», neckten ihn die Kinder.

Seppi war es egal. Er wollte nach Hause.

«Erst eine Mutprobe», forderte Bartl.

Gerti, die blonde Zöpfe und vor Aufregung gerötete Wangen hatte, klatschte in die Hände. «Au ja, eine Mutprobe!», rief sie.

«Dann darfst du heim», versprach Bartl und hielt dabei Seppi am Gürtel fest, damit er sich nicht davonmachen konnte.

Bini deutete grinsend auf die Klappe an einem Fass.

«Reinkriechen, reinkriechen!», rief Gerti.

Lukas ging zum Fass, das fast so hoch war wie zwei erwachsene Männer, gefertigt aus dem Holz der Kastanie und von zehn Stahlriemen umschlossen. Er öffnete die Verriegelung der Klappe, deren Zweck es war, nach der alkoholischen Gärung den Trester aus dem Fass zu holen. Auch konnte man

durch die Öffnung hineingelangen, um es von innen zu reinigen.

Verzweifelt versuchte Seppi, sich zu befreien, er zappelte und schlug um sich. Aber Bartl war stärker und hatte ihn fest im Griff.

Aus dem Fass schlug ihnen der Geruch von Schwefel entgegen. Bini kam Bartl zu Hilfe und packte Seppi an den Beinen. Gemeinsam schafften sie es, ihn durch die Öffnung ins Fass zu schieben. Kaum hatten sie ihn losgelassen, setzte Lukas die Klappe vor die Öffnung und verriegelte sie. Von innen hämmerte Seppi dagegen; sie hörten ihn dumpf rufen und schreien.

«Das reicht, lassen wir ihn wieder frei», sagte Gerti, die plötzlich von Gewissensbissen geplagt wurde.

Bartl schüttelte feixend den Kopf. Er lehnte eine Leiter gegen das Fass und kletterte hinauf. Oben schob er den Deckel zur Seite und sah ins Fass hinab. Seppi hatte sich zusammengesauert und sah verängstigt zu ihm hoch.

«Hier geht's raus!», rief Bartl lachend. «Aber dafür bist du zu klein, Seppi, musst erst noch wachsen. Wir lassen dich jetzt ein bisschen allein. Kannst über deine Sünden nachdenken.»

Seppi hustete und rieb sich die Augen.

«Und später lassen wir dich wieder raus. Dann hast du die Mutprobe bestanden und gehörst zu uns.»

Bartl stieg wieder hinunter zu seinen Freunden. Die Leiter ließ er am Fass gelehnt. Dann klatschten sie sich gegenseitig mit den Händen ab und verließen den Weinkeller. Seppi hatte aufgehört zu schreien. Leise zogen sie die schwere Holztür ins Schloss und machten sich auf den Heimweg.

*

Am Nachmittag begleitete Bini seinen Vater nach Bozen, Gerti hatte Strickunterricht bei ihrer Oma, Bartl und Lukas spielten Fußball. Und abends saßen alle brav beim Essen und sprachen das Tischgebet.

Währenddessen suchten Seppis Eltern nach ihrem Kind, das nicht ihr leibliches war. Sie fragten auch bei seinen Spielkameraden, aber die hielten dicht.

Spät am Abend stieg Lukas aus dem Fenster. Er traf sich mit Bartl vor der Pfarrkirche von Sankt Pauls, die so groß war, dass sie von Einheimischen «Dom auf dem Lande» genannt wurde. Die beiden Jungs hatten Taschenlampen dabei und machten sich auf den Weg. Im Weinkeller angelangt, wurde es ihnen unheimlich. Im Licht ihrer Lampen tauchten große Schatten an Wänden und Decken auf. Eine Maus huschte über den Kellerboden. Es roch nach Schwefel.

Bartl klopfte an das Fass. «Seppi, es ist vorbei!» Dann stieg er auf der Leiter nach oben.

Lukas öffnete die vordere Klappe. Er leuchtete mit der Taschenlampe ins Fass, Bartl gleichzeitig von oben.

«Wach auf!», rief Lukas. «Du darfst raus und heim in dein Kuschelbett.»

Seppi zeigte keine Bewegung. Er lag steif auf dem Rücken, die Arme waren weit zur Seite ausgestreckt.

Bartl, der von oben auf ihn heruntersah, schauderte. «Wie der Jesus am Kreuz», sagte er leise.

«Der rührt sich nimmer», stellte Lukas fest. «Ich glaub, der Seppi ist tot.»

«Scheiße», flüsterte Bartl.

«Kriech rein und schau, ob er keinen Schnaufer mehr tut.»

«Ich trau mich nicht. Der Seppi ist g'storben. Zu einer Leich' geh ich nicht hinein.»

Lukas holte eine lange Holzstange, führte sie durch die Öffnung und gab Seppi einen Schubs, erst leicht, dann fester.

«Nix, der rührt sich nicht», kam Bartls Stimme von oben.
«Der Seppi ist tot.»

«Wir hab'n ihn um'bracht», flüsterte Lukas.

Bartl kam die Leiter hinunter und nahm seinen Freund in die Arme.

«Der hat sich selber um'bracht, der ist einfach g'storben», sagte er.

«Genau, wir hätt'n ihn ja wieder rausg'lassen.»

«Jetzt schwören wir bei allem, was uns heilig ist, dass wir keiner Menschenseele was davon sagen.»

«Ich schwöre, im Namen des Vaters und des Sohnes ...»

«Hör auf mit dem Schmarrn!», unterbrach Lukas seinen Freund.

«Wir haben nix g'macht. Wir sind unschuldig. Der verrückte Seppi hat sich da selber reing'legt. Wie der Jesus auf Golgatha. Da haben's ihn gekreuzigt, unseren Erlöser ...»

«Den Seppi?»

«Nein, den Jesus von Nazareth.»

«Lass uns abhauen!»

«Wir sagen keinem was, versprochen?»

«Versprochen!», bekräftigte Lukas.

Die beiden Burschen gaben sich feierlich die Hände.

«Und morgen früh reden wir gleich mit der Gerti und dem Bini, die müssen auch einschlagen.»

«Die machen das, die sind doch nicht blöd.»

«Wir schweigen in alle Ewigkeit!»

«In alle Ewigkeit, hoch und heilig!»



Emilio von Ritzfeld-Hechenstein stand in der kleinen Vinothek des Weingutes Pernhofer – nicht vor, sondern hinter der Theke. Der Baron war mit der Besitzerin befreundet und half ihr gelegentlich. Er tat das eher widerwillig, aber er mochte Phina. Außerdem bewohnte er ein Zimmer in ihrem Haus, ohne Miete zu zahlen, das verpflichtete ... irgendwie. Emilio verabschiedete gerade ein Ehepaar, das aus norddeutschen Landen ins wunderschöne Südtirol gereist war. Fast hätte er der Dame einen Handkuss gegeben, aus alter, lang zurückliegender Gewohnheit. Er lächelte charmant, wünschte den beiden einen erholsamen Urlaub und viel Vergnügen beim Genuss der gekauften Weine.

Emilio war stolz auf sich: Die Freundlichkeit, mit der er die Kunden soeben bedient hatte, entsprach überhaupt nicht seiner Wesensart. Aber er lernte dazu. Sogar bei Besuchern, die von Wein überhaupt keine Ahnung hatten. Woher er das wusste? Ganz einfach: Er hatte dem Ehepaar bei der vorangegangenen Weinverkostung einen Vernatsch eingeschenkt und behauptet, im Glas wäre ein Lagrein. Sie hatten ihm geglaubt, als er von der sortentypischen Säure und vom feinen Tannin erzählte, sie hatten zustimmend genickt, als er sie auf das Pflaumenaroma aufmerksam machte. Das war von ihm wirklich dreist gewesen. Schließlich war von all dem nichts wahrzunehmen gewesen, weder im Glas noch am Gaumen. Er hatte sich köstlich amü-

siert. Wenn man etwas nicht verwechseln konnte, dann waren das Lagrein und Vernatsch. Schon die Farbe: tiefrot und dunkel versus hell- bis rubinrot. Nicht zu reden von den Aromen eines Lagrein: Waldfrüchte, Veilchen, im Abgang Bittermandeln ... Na egal, die beiden Gäste waren ihm auf den Leim gegangen, hatten sich gefreut und waren beglückt von dannen gezogen. Was wollte man mehr? Phina wäre zufrieden.

Der Baron griff unter die Theke, holte eine kleine Flasche hervor und goss sich einen Goldmuskateller Passito ein. Der Süßwein rann wie Öl in sein Glas. Goldgelb die Farbe, in der Nase Muskatnuss, Pfirsich und gebratene Äpfel. Emilio dachte, dass er es hätte schlimmer treffen können, sowohl was den Wein betraf als auch hinsichtlich seiner aktuellen Lebenssituation. Zwar war er in privilegierten Verhältnissen aufgewachsen, auf einem Schloss im Rheingau, das seit Generationen seiner Familie gehört hatte – umgeben von Rebstöcken, erzogen auf einem englischen Internat. Doch dann hatte sich sein Vater das Leben genommen. Wie sich anschließend herausstellte, war die Familie bankrott und damit auch er selbst geld- und mittellos. Ein höchst unerfreulicher Zustand, an den er sich erst gewöhnen musste.

Nach Jahren der Irrungen und Wirrungen hatte er sich aus Gründen, die ihm selbst unerklärlich waren, für den Beruf des Privatdetektivs entschieden. Er war durch Zufall hineingestolpert und hatte gleich zu Beginn gute Erfolge erzielt. Sein Credo war, dass er nur arbeitete, wenn es unbedingt notwendig war – um seine Rechnungen zu bezahlen. Die restliche Zeit widmete er sich dem Müßiggang und seiner Leidenschaft: dem Wein. Er schloss die Augen und ließ den Goldmuskateller im Gaumen voll zur Entfaltung kommen. Weingenuss war auch eine Frage der Konzentration.

Auf den unerforschlichen Wegen, die das Schicksal für ihn bereithielt, war er in Südtirol gelandet. Emilio lächelte unwillkürlich, als er sich daran erinnerte, wie alles gekommen war. Eine alte Tante hatte einen Auftrag für ihn gehabt. Er hatte den Fall zu ihrer und zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst, unter anderem einen Mörder überführt und schließlich das Honorar eingestrichen. Aufgrund der Presseartikel war er in Südtirol zu einiger Berühmtheit gelangt – und letzten Endes bei Phina hängen geblieben. Wieder musste er lächeln. Er dachte an einige Besonderheiten ihrer Beziehung. So wusste kaum einer, wie eng sie wirklich befreundet waren. Manchmal wussten sie es selbst nicht. Emilio hüstelte. Gott sei Dank fiel es ihnen immer wieder rechtzeitig ein.

Das Leben in Südtirol sagte ihm zu. Er hatte in relativ kurzer Zeit Wurzeln geschlagen; er mochte die Menschen, die Landschaft, das Wetter – und den Wein. Noch reichte das Honorar von seinem letzten Fall, sodass er nicht arbeiten musste. Er fühlte sich wie ein Privatier, was schon in seiner Jugend sein bevorzugter «Berufswunsch» gewesen war. Emilio wusste, dass dieser Status von vorübergehender Natur war, denn irgendwann würde er wieder pleite sein. Aber bis dahin wollte er keine Aufträge als Privatdetektiv annehmen. Die Arbeit konnte einem das schönste Leben versauen.

Emilio blickte zufällig durch ein rückwärtiges Fenster. Mit Schrecken sah er, dass sich ein Bus der Vinothek näherte. Es gab keine Anmeldung für eine Reisegruppe. Er reagierte unverzüglich. Rasch nahm er seinen Gehstock, den er aufgrund einer obskuren Beinverletzung, aber auch aus anderen Motiven immer bei sich führte. Er machte das Licht aus, schaffte es gerade noch, ins Freie zu treten und die große Glastür zu schließen – da rollte der Bus schon auf den gekiesten Vor-

platz. Weil er sich nicht mehr verstecken konnte, rüttelte er an der Tür: Er tat so, als ob er hineinwollte, er klopfte gegen die Scheibe und begann zu schimpfen.

Ein Mann, der offensichtlich der Reiseleiter war, kam auf ihn zu. «Hat die Vinothek etwa geschlossen?», fragte er.

«Ja, ganz offensichtlich», bestätigte Emilio. «Das ist wirklich eine Unverschämtheit.» Er deutete auf ein Schild. «Hier stehen doch klipp und klar die Öffnungszeiten. Demnach müsste die Vinothek jetzt geöffnet sein.»

«Vielleicht kommt ja gleich jemand.» Der Reiseleiter beschloss, einen Moment zu warten.

«Dafür ist mir meine Zeit zu schade!», erwiderte Emilio empört.

Er eilte hinkend und leise schimpfend über den Hof zu seinem verbeulten Uralt-Landrover. Der Wagen sprang erfreulicherweise sofort an. Emilio trat die Flucht an. Er wusste nicht, wohin – aber Hauptsache weg.

Eine Reisegruppe hätte er nervlich nicht ertragen.



Der Artikel in der Südtiroler Tageszeitung *Dolomiten* war kurz, hatte keine reißerische Überschrift und vermied eine genaue Ortsangabe. Dennoch war klar, dass sich der Vorfall irgendwo an den Hängen der Mendel im Überetsch zugetragen hatte. Einheimische könnten auf Sankt Michael in Eppan tippen, wo ein Kreuzweg auf den Kalvarienberg mit der doppeltürmigen Gleifkirche führte, von der man einen herrlichen Blick ins Tal hatte. Hinter ihr befanden sich auf einem kleinen Hochplateau auf Kalk-Schotter-Böden gute Weinlagen, wie zum Beispiel Schulthaus. Irgendwo dort ließ sich wohl ein Platz finden, zu dem die Beschreibung passte. In dem Beitrag ging es um einen Felsen, der mit satanischen Symbolen beschmiert war, um ein Kreuz, das umgedreht an einem Baum hing, um die Zahl 666 und um ein Pentagramm. Auch hatte man abgebrannte Fackeln gefunden und einen Abendmahlkelch. Alles deutete darauf hin, dass hier zu nächtlicher Stunde eine schwarze Messe stattgefunden hatte. Ein Landrat äußerte sich in der Zeitung dahingehend, dass dies ein beleidigender Akt gegenüber allen Gläubigen sei, und forderte von den Gesetzeshütern rasche Aufklärung. Und falls Mitglieder einer satanischen Sekte dafür verantwortlich wären, müssten sie mit aller Härte bestraft werden.

*

Emilio legte die Zeitung zur Seite, in der er gerade den Artikel gelesen hatte. Er dachte darüber nach, dass das fünfzackige Pentagramm ein faszinierendes und mächtiges Symbol war, im Volksmund auch Drudenfuß oder Hexenstern genannt. Mit der Spitze nach unten war es ein okkultes Zeichen des Satanismus – ähnlich wie das umgedrehte Kreuz. Ihm fiel Goethes *Faust* ein, in dem ein Drudenfuß auf der Türschwelle den Teufel Mephistopheles daran hinderte, Fausts Studierzimmer zu verlassen.

«Gesteh ich's nur, dass ich hinaus spaziere», versuchte er, sich an die Zeilen zu erinnern. «Verbietet mir ein kleines Hindernis ... Das Pentagramma macht dir Pein ...»

Na ja, oder so ähnlich. Emilio stellte mit leichter Verärgerung fest, dass sein Gedächtnis schon mal besser gewesen war. Was bei genauerer Betrachtung nicht so schlimm war und seiner Lebensqualität keinen Abbruch tat. Nach dieser Erkenntnis bestellte er zum Tris aus Spinat-, Käse- und Rohnenknödeln ein Glas Vernatsch.

Baron Emilio von Ritzfeld-Hechenstein saß im Buschenschank Patscheider. Bei seiner «Flucht» vor dem Reisebus war er zunächst ohne Ziel losgefahren, hatte in Bozen eine Abzweigung verpasst, dann das Schild «Ritten» entdeckt und sich an diesen Gasthof in Signat erinnert. Das Wirtshaus hatte den besonderen Vorzug, dass es sich auf direktem Weg mit dem Auto erreichen ließ. Emilio konnte sich nur selten motivieren, auf «Wanderschaft» zu gehen, und sei es nur für kurze Wegstrecken. Er begründete dies mit seiner natürlichen Abscheu vor schwitzenden und schlecht angezogenen Rucksacktouristen sowie mit den alpinen Gefahren, die allgemein unterschätzt würden. Der Patscheiderhof der Familie Rottensteiner war unter diesen Gesichtspunkten perfekt: Emilio musste vom Park-

platz nur wenige Stufen hinuntergehen und konnte die gute Stube unter Vermeidung der Terrasse betreten. Weil schönes Wetter war, saßen alle anderen Gäste draußen in der Sonne. Sie erfreuten sich am Blick auf die Gipfel des Rosengartens und hinunter ins Eisacktal. Auf diese Weise hatte er die alte, ganz in Holz getäfelte Stube für sich allein. Besser konnte es nicht sein. Er hatte vor sich die Zeitung ausgebreitet und genoss die Ruhe.

Der Vernatsch war ehrlich und süffig, die Knödel zergingen auf der Zunge. Emilio schmunzelte, als er voller Ironie dachte: *Das Leben in den Bergen ist hart und entbehrungsreich*. Einmal mehr ging ihm durch den Kopf, dass er sich momentan nicht beklagen durfte. Er tat das ohnehin fast nie, da er sich im Laufe der Jahre und angesichts mancher Schicksalsschläge eine fatalistische Lebenseinstellung zugelegt hatte. Frei nach dem Motto: Erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt. Aber man sollte nicht undankbar sein, weshalb man gelegentlich konstatieren durfte, dass es einem gutging, wenn dies tatsächlich der Fall war. Er hatte keine nennenswerten körperlichen Beschwerden, nur die üblichen Verschleißerscheinungen, die seinem Alter von vielleicht fünfzig geschuldet waren – sein genaues Geburtsdatum hatte er verdrängt. Dass er sich einst im Vollrausch beim Reinigen einer Waffe ins Bein geschossen hatte, machte sich zuweilen mit einem stechenden Schmerz bemerkbar, an den er sich aber gewöhnt hatte. Allerdings würde er nie verstehen, warum der Schmerz manchmal im anderen, im gesunden Bein auftrat. Und sonst? Mit Phina hatte er eine selbstbewusste Freundin, die in ihrem Weingut viel zu tun hatte – ihm also den nötigen Freiraum ließ. So gesehen war das eine geradezu ideale Beziehung. Auch in anderer Hinsicht ... Emilio lächelte versonnen und nahm einen weiteren Schluck vom Vernatsch.

Kurz dachte er an seinen alten Landrover. Der Wagen sah aus, als ob er schon mal in den Nil gestürzt und danach in einen Bürgerkrieg geraten wäre, lief aber weitgehend pannenfrei. Die polternden Starrachsen störten ihn nicht.

Sein Blick fiel erneut auf den Vernatsch. Die Beschäftigung mit den Südtiroler Weinen war ein Projekt, das man über einen unbestimmten Zeitraum ausdehnen konnte. Das Leben zwischen dem Eisacktal und dem Vinschgau, rund um Bozen, Meran und entlang der Weinstraße von Eppan über Kaltern und Margreid bis hinunter zur Sprachgrenze an der Salurner Klause, entsprach seinem Naturell viel mehr, als er das zuvor erwartet hätte. Mittlerweile hatte er auch eine Erklärung dafür: In Südtirol kam die deutsch-österreichisch geprägte Mentalität quasi unter mediterranen Einfluss und vereinte sich mit italienischer Lebensart. Diese Mischung lag ihm gewissermaßen im Blut, denn seine leider längst verstorbene Mutter war gebürtige Italienerin gewesen.

Darauf führte er auch seine gelegentlich leichtsinnige Lebensweise zurück und seinen Hang zum *dolce far niente*, zum süßen Nichtstun. Der war unter den fleißigen Südtirolern nicht sehr ausgeprägt, auch Phina hatte dafür wenig Talent. Sie war andauernd geschäftig, kümmerte sich um ihre Weinberge, hatte Termine, fuhr auf ihrem Traktor herum, diskutierte mit ihrem Kellermeister oder präsentierte ihre Weine auf Messen, so wie heute. Phina würde erst am Abend aus Mailand zurückkommen. Ihm fiel ein, dass er versprochen hatte, etwas zu kochen. Vielleicht ein feines Radicchiorisotto? Oder Zanderfilet auf Salat? Dazu ein Fläschelchen Sauvignon aus der eigenen Kellerei?

Emilio sah auf die Uhr. Kein Grund, sich zu stressen. Er würde am Nachmittag gemütlich in Bozen einkaufen und anschlie-

ßend noch Zeit für ein Nickerchen finden. Ein Leben ohne Kriminalfälle hatte zweifellos seine Vorzüge. Er hatte nichts aufzuklären, niemanden zu beschatten, es gab keine Leiche, nicht einmal eine betrogene Ehefrau mit Rachegeleüsten – er hatte Zeit im Überfluss.

Es gab Philosophen, die hielten das für wahren Reichtum.



Der Mann hatte eine dunkelrote Mönchskutte aus einem schweren Baumwollstoff an, die Kapuze über den Kopf und tief ins Gesicht gezogen. Um den Hals trug er ein Lederband mit einem hölzernen Kreuz. Bruder Josephus hatte die Hände gefaltet und sprach leise ein Gebet. Er war nicht im Kloster, wo er viele Jahre seines Lebens verbracht hatte, sondern ganz allein bei sich zu Hause, wo er im Keller über einen geheimen Raum für die innere Einkehr verfügte. An den verußten Wänden standen schwere Leuchter mit brennenden Altarkerzen, in der Luft hing ein merkwürdig süßlicher Geruch. Leise, wie aus weiter Ferne, drang von einer Schallplatte gregorianischer Gesang ans Ohr.

«Der Weihrauch steige auf zu dir», murmelte er, «und komme auf uns herab mit deinem Segen.»

Bruder Josephus schloss die Augen und hielt inne.

Dann fuhr er fort: «Satan, Herr der Hölle, unser Gott, du bist würdig und wahrhaftig. Ehre sei dir, in Ewigkeit. *Ave Satanas!*»

Er kniete sich nieder und küsste das Kreuz, das verkehrt herum an seinem Hals hing. Auf dem Boden war ein großes Pentagramm eingelassen. Im Flackern der Kerzen zeigte sich an der Wand die magische Zahl 666.

Josephus stand auf und verneigte sich. «Herr der Hölle, mächtiger und allwissender Gott der Finsternis, ich bitte dich um Rat. Erhöre mein Rufen und gib mir ein Zeichen.»

Er schlug die Kapuze zurück und wischte sich mit zittriger Hand über die schweißnasse Stirn. Josephus hatte ein hageres Gesicht mit markanten Wangenknochen. Der Kopf war kahl geschoren. Weil er alleine war, achtete er nicht auf sein Aussehen. Es machte nichts, dass er unsicher und verletztlich wirkte. In Gesellschaft verhielt er sich völlig anders, erst recht, wenn er als Hohepriester eine schwarze Messe zelebrierte. Da zeigte er ein fast dämonisches Selbstbewusstsein, da war er unnahbar und jederzeit Herr der Situation. Keiner wusste, wie es in seinem Inneren aussah. Wenn er in die rote Kutte schlüpfte, wurde er ein anderer Mensch.

Nachdem er vor einigen Jahren aus dem Kloster, in dem er fast sein ganzes bisheriges Leben verbracht hatte, ausgeschieden war, hatte er ein abgelegenes Haus im weiträumigen Gebiet von Eppan erworben – mit dem Geld aus einem überraschenden Erbe. Damit hatte er zwar ein Gelübde gebrochen und sich den Zorn des Abtes zugezogen, aber er hatte nie an der Richtigkeit seiner Entscheidung gezweifelt. In seiner neuen Heimat ging er keiner Tätigkeit nach, bei den Leuten galt er als verschroben und etwas irre. Weil man von seiner Vergangenheit als Klosterbruder wusste, war er allgemein als «Mönch» bekannt. Man brachte ihm trotz seiner Eigenarten Respekt entgegen. Besonders ältere Menschen baten ihn gelegentlich sogar um Rat. Manche hatten bei ihm schon ihre Beichte abgelegt. Der Pfarrer der örtlichen Kirche durfte das allerdings nicht wissen.

«Hilf mir, Satan, du gefallener Engel, der du Adam und Eva aus dem Garten Eden vertrieben hast. Erhöre mich! Was soll ich tun?»

Josephus, der nach außen hin den frommen Mann spielte, wusste seinen wahren Glauben gut zu verbergen. Schon im

Kloster hatte er einem geheimen Orden angehört, der dem Satanismus huldigte. Das war gefährlich gewesen, denn die Inquisition gab es auch heute noch.

Plötzlich war im Raum ein leichter Luftzug zu spüren. Josephus blickte sich erschrocken um. Aber die schwere Eichentür im fensterlosen Raum war fest verschlossen. Dann sah er, dass eine der Altarkerzen erloschen war.

«Der kalte Hauch der Finsternis», murmelte er ergriffen.

Er küsste erneut das Kreuz und faltete die Hände.

«Dämon, ich danke dir für diese Botschaft.»

Die Beine wurden ihm schwach. Er zog einen Hocker heran und setzte sich.

«Ich weiß nicht, ob ich es kann», flüsterte er. «Du verlangst viel von mir.»

Josephus sah abwechselnd auf das Pentagramm und auf die erloschene Kerze.

«Ich habe noch nie ...»

Er atmete schwer.

«Ein Tier ... Das schon, um es dir als Opfer darzubringen. Aber doch keinen Menschen.»

Er biss sich auf die Lippen.

«Aber was soll es anders bedeuten? Luzifer, Herr der Hölle und Herrscher der Welt, als Antwort auf meine Frage bläst du einer Kerze das Licht aus. Das ist wohl eindeutig, oder?»

Seine Hände verkrampften, die Knie schlugen gegeneinander. Dann, ganz plötzlich, wurde er ruhig. Sein Rücken straffte sich. Josephus lächelte. Aber sein Lächeln war kalt. Jetzt war er wieder der Hohepriester der schwarzen Messe.

«Oh Satan, dein Urteil ist weise. Er hat es verdient, die Strafe ist gerecht. Dank sei dir, Herr der Hölle. Gib mir die Kraft, die ich brauche. Ich werde dich nicht enttäuschen. *Ave Satanas!*»